

**Juliana Flinn, Leslie Marshall, Jocelyn Armstrong (eds.)** Fieldwork and Families. Constructing new Models for Ethnographic Research. Honolulu, University of Hawaii Press, 1998.

Ursprung dieses Sammelbandes, der zwölf Beiträge von Feldforschenden und ihren Familienmitgliedern und/oder Kollegen umfaßt, war die jährliche Tagung der „Association for Social Anthropology in Oceania“ (ASAO) 1991 in Kanada. In einer informellen Runde im Anschluß an das Tagungsprogramm hatten einige Teilnehmer/innen begonnen, über persönliche Erfahrungen und Erlebnisse zu berichten, die sie mit ihrer Zeit im Feld, ob als Kind, Ehefrau/Ehemann, Forschender oder Kollege, verbanden. Schnell war man sich einig, daß ein größerer Austausch über das Thema „Feldforschung und Familie“ notwendig sei und initiierte offizielle Diskussionsforen im Rahmen der folgenden ASAO-Tagungen. Das Resultat dieses Prozesses ist das vorliegende aufschlußreiche Buch, das ein immer noch verdrängtes Thema in den Mittelpunkt der ethnologischen Betrachtung rückt: das der emotionalen und auch methodischen Bedingungen der Feldforschung je nach Familieneingebundenheit der Forschungsperson.

Aufgeräumt werden soll in dem vorliegenden Sammelband vor allem mit zwei Klischees: zum einen mit der immer noch stillschweigend favorisierten Annahme, daß der Feldforschende im Idealfall ein einzelner Wissenschaftler sein sollte, der ganz auf sich gestellt als Mensch ohne Geschichte und familiäre Bindungen in die fremde Kultur eindringt. Der „lone, male ethnographer“ wird in fast allen Beiträgen des Bandes als der idealtypische Held der Disziplin benannt, zu dem man selbst mit seinen Erfahrungen und Lebenswegen in deutlichem Widerspruch steht. Und damit hängt das zweite Klischee zusammen, das dieses Buch widerlegen möchte: Der geschichtslose Einzelgänger *kann* nach Meinung der Herausgeberinnen auf keinen Fall der ideale Feldforscher sein, da schließlich alle im Feld Tätigen selbst einer Herkunftsfamilie entspringen, oft auch bereits eigene Familien gegründet haben, und wir alle darüber hinaus Teil einer Herkunftsgesellschaft und -kultur sind und in solchen Gesellschaften forschen, in denen ein ausgeprägtes verwandtschaftsorientiertes Denken herrscht (vgl. Flinn „Introduction: The Family Dimension in Anthropological Fieldwork“, S. 3f). Auch der Feldforscher oder die Feldforscherin sind also soziale Wesen, deren eigene Lebensformen und Verhaltensweisen die aus der teilnehmenden Beobachtung und anderen empirischen Erhebungsmethoden gewonnenen Forschungserkenntnisse prägen. Diese Tatsachen zu verschweigen offenbart einen Mangel an methodischer Klarheit und Ehrlichkeit, der die Ethnologie seit jeher (und bis heute) begleitet.

Insofern bricht das Buch in erfreulicher Weise mit einem Tabu, in dem es die Familiensituation im Feld als Teil der empirischen Methodik offenlegt. Ethnologen, Linguisten und Vertreter anderer Disziplinen schildern, wie sie in ihren jeweiligen, sich mit der Zeit wandelnden familiären Zusammenhängen ihre Feldforschung durchgeführt haben und welche Hoffnungen und Befürchtungen sie damit verbanden. Sie widerlegen zugleich - das sicher ungewollt - den Untertitel dieses Sammelbandes, der „new models for ethnographic research“ aufweisen möchte. Da nicht wenige Erfahrungsberichte bis in die siebziger oder sechziger Jahre zurückgehen, lernen wir, daß schon damals in anderer Art und Weise geforscht wurde als es dem Vorbild eines „lone male ethnographer“ entsprochen hätte; ja, es stellt sich unwillkürlich die Frage, wann und ob es diesen Idealtyp überhaupt gegeben hat, denn wir erfahren von einer Fülle familiärer Situationen im Feld, die noch durch weitere Beispiele aus der Vergangenheit der Forschungsdisziplin gestützt werden.

Alle Artikel dieses Sammelbandes sind von nordamerikanischen Wissenschaftlerinnen beziehungsweise Wissenschaftlern geschrieben, die in Ozeanien gearbeitet haben. Während diese regionale Schwerpunktsetzung hilfreich ist und sie das Buch dadurch für jeden Ozeanisten lesenswert macht, wirkt die ausschließliche Herkunft der Autoren aus Nordamerika schmälern auf die mögliche Variationsbreite der Erfahrungen. Am aufschlußreichsten sind noch jene Beiträge, die mehrere Feldforschungsaufenthalte im Laufe von zehn bis zwanzig Jahren Revue passieren lassen und die jeweiligen eigenen Familiensituationen dabei analysieren. Ein gutes Beispiel dafür ist hier der Artikel „Dancing to the Music of Time. Fieldwork with a Husband, a Daughter, and a Cello“ von Karin Sinclair (S. 110 – 129). Seit Anfang der siebziger Jahre führt die Autorin in unterschiedlichen Zeitabständen Feldforschungen bei den neuseeländischen Maori durch. Zunächst hielt sie sich dort allein auf, war jedoch damals schon mit ihrem späteren Ehemann befreundet. Bei weiteren Feldaufenthalten war dann ihr Mann, wenn auch nicht für die gesamte Zeit, anwesend. Später lebten sie als Familie zusammen mit ihrer kleinen Tochter dort, und schließlich verbrachte die Autorin auch eine gewisse Zeit alleine mit ihrer inzwischen herangewachsenen Tochter in der „maori world“. Sehr deutlich werden hier die verschiedenen Erfahrungen sowohl der Forschungsfamilie als auch der Maori - jeweils aus Sicht der Autorin. Während die alleinstehende junge Frau, die sich für eine religiöse Bewegung interessiert, zunächst förmlich überwacht wird, und man ihrem Ehemann gegenüber skeptisch bleibt, steigt ihr Ansehen, als sie Mutter wird. Andererseits interpretieren die Maori-Frauen die Erziehungsmethoden der Feldforscherin als nicht besonders erfolgreich und schauen auf die - aus ihrer Sicht - Unselbständigkeit des Kindes und mangelnde Autorität der Mutter herab. Sinclairs Mann Mike, der keinerlei ethnologisches Interesse an den Maori hat, ist offenbar für die Forscherin ständig Veranlassung zum Bemühen um Ausgleich und Verben um Verständnis. Daß ihr dies mißlingt, beschäftigt wohl sie selbst wie die Maori gleichermaßen. Als eine hochrangige Maori-Frau mit dem Rang einer Königin zu Besuch kommt, entscheidet sich Mike, lieber segeln zu gehen als an der Zeremonie teilzunehmen. Noch Jahre später – die Maori haben es nie vergessen! – wird Sinclair den Satz zu hören bekommen: „Remember when the Queen came and Mike went sailing?“ Ein ähnliches Befremden setzt ein, als die Tochter anfängt Cello zu spielen und zu einer begabten Musikerin heranwächst. Obwohl wichtige Maori-Persönlichkeiten sich trotz anderer Verpflichtungen die Zeit nehmen, ein Konzert der Tochter in der Hauptstadt zu besuchen, bleibt der Erfolg einer solchen Musikveranstaltung nach den Wertvorstellungen der Maori letztlich doch zweifelhaft. Andererseits werden auch die wechselhaften Erfahrungen der Tochter geschildert, die durch ihre Verbindung mit den Maori den latenten und offenen Rassismus in der neuseeländischen Gesellschaft zu spüren bekommt. Demgegenüber stellt sie beispielsweise konsterniert fest, daß sich ihr selbst die verschiedensten Möglichkeiten des Bildungsangebotes und des sozialen Aufstiegs öffnen, während dies allen ihren Maori-Altersgenossinnen verwehrt bleibt und sie stattdessen bereits mit ihrer ersten eigenen Mutterschaft konfrontiert sind. Diese Diskrepanzen schärfen auch den Blick der Feldforscherin selbst: ihr wird einmal mehr bewußt, daß sie als weiße US-Amerikanerin einer privilegierten sozialen Schicht angehört, die sie unüberbrückbar von den Maori Neuseelands trennt.

Ebenfalls um Ausgleich bemüht erweist sich Juliana Flinn in ihrem Beitrag „Single Woman, Married Woman, Mother or Me? Defining Family and Identity in the Field“ (S. 96 – 109). Während die Autorin eine erfolgreiche Zeit in Chuuk, Mikronesien, verbringt, leidet ihr Ehemann unter der Situation, und zählt förmlich die Tage, bis die Zeit vorbei ist. Weitere Etappen im Feld sind gekennzeichnet von Erlebnissen mit ihrem kleinen Sohn, und später, nach ihrer Scheidung, davon, daß sie ihre Felderfahrungen und -erinnerungen nun mit niemandem mehr teilen kann. Die Mitglieder der Familie von Glenn Petersen hingegen schreiben die Erinnerungen an ihre Zeit auf Pohnpei, Mikronesien, unabhängig voneinander

auf und zeichnen so ein facettenreiches Bild der drei Feldaufenthalte innerhalb von zehn Jahren („Field and Family on Pohnpei, Micronesia“, S. 84 – 109). Dabei werden z. B. Kulturschocks nicht nur beim Eintauchen in die mikronesische Gesellschaft beschrieben, sondern auch bei der Rückkehr nach Amerika. Während in Pohnpei die Menschen eine Gemeinschaft bilden, in der zum Beispiel die Kinder stets durch Nachbarschafts- und Verwandtschaftshilfe sicher betreut sind, so fällt Victoria Garcia Peterson das krasse Mißverhältnis in ihrer eigenen Gesellschaft sofort ins Auge: „With a neighborhood full of children, we had to pay a stranger to care for our child“ (S. 95).

Etwas aus dem Rahmen der teils wissenschaftlichen, teils privaten Erinnerungen an die Feldforschungszeit fällt der Beitrag von William Thurston („The Inadvertent Acquisition of Kinship during Ethnographic Fieldwork“, S. 154 – 168). Zum einen beginnt Thurston nicht mit dem ansonsten üblichen Vorspann über die herkömmlichen, in der akademischen westlichen Welt angestrebten Feldforschungsmethoden, sondern mit seinem ersten Aufeinandertreffen mit einem im wahrsten Sinne widerborstigen Schwein („Sally“), das ihm im Zuge eines Austauschrituals in Neuguinea übereignet wird. Und er problematisiert seine Zeit im Feld u. a. unter dem Gesichtspunkt seiner Homosexualität und seiner nicht-heterosexuellen wissenschaftlichen wie privaten Partnerschaft vor Ort.

Sein Beitrag schließt sich an die Berichte von David und Dorothy Ayers Counts an („Fictive Families in the Field“, S. 142 – 153), die ebenfalls von ihrer Zeit in Neuguinea berichten. Hier wie in anderen Beiträgen (vgl. z. B. Laurence Marshall Carucci „Shifting Stances, Differing Glances. Reflections on Anthropological Practice in the Marshall Islands“, S. 169 – 189) wirken die ausgedehnten Diskurse über die indigenen Verwandtschaftsbeziehungen letztlich etwas ermüdend: man wollte doch schließlich etwas über die Verwandtschaftsbeziehungen der *Forscherfamilie* und deren Auswirkungen auf die Forschungssituation erfahren.

Für jeden der selbst im Feld gelebt und, zeitweise, auch gelitten hat, bieten die Beiträge ein reiches Kaleidoskop an Emotionen und „Aha-Erlebnissen“, die spontan einen Bezug zu dem jeweiligen Autor oder der Autorin herstellen. Viele der geschilderten Gefühle während der Abläufe der Feldarbeit über mehrere familiäre Entwicklungsstadien hinweg sind sehr komplex und individuell, so daß sie sich kaum zur Zusammenfassung eignen. Es sei vielmehr jedem Feldforscher, der in Ozeanien arbeiten möchte oder gearbeitet hat – ob mit Familie oder alleine –, dieses Buch als Lektüre empfohlen. Schmälernd hingegen wirken, wie angedeutet, die stets aufs neue formulierten theoretischen Einführungen in die Problematik des Feldforschenden als Person, die ausgedehnten verwandtschaftsethnologischen Diskurse sowie die Tatsache, daß die Autoren ausschließlich aus einer Herkunftskultur, aus Nordamerika, stammen.